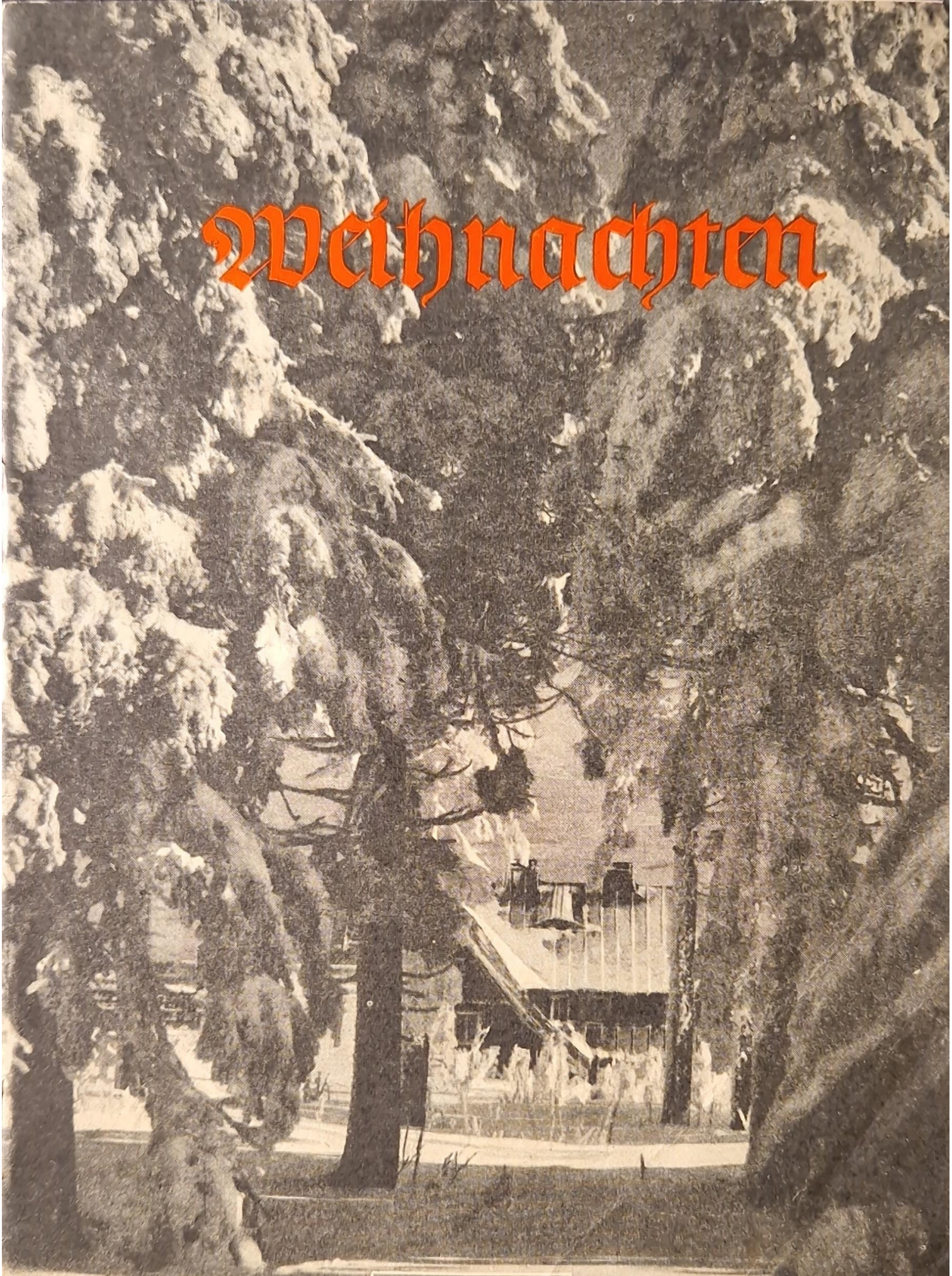
Weihnachten



Ausgabe B

DIE JUNGENSCHAFT Blätter für Heimabendgestaltung im Deutschen Jungvolk • Berlin • 21. Dezember 1938 • Folge 6

WEIHNACHTEN

Ausgabe B

DIE JUNGENSCHAFT

Blätter für Heimabendgestaltung im Deutschen Jungvolk • Berlin • 21. Dezember 1938 • Folge 6

I. Teil: Der Heimabend

Kameraden!

Kein Fest des Jahres wird von uns so feierlich begangen wie Weihnachten. Mit der ganzen Innerlichkeit des deutschen Menschen erleben wir diese Tage, die schon von unseren bäuerlichen germanischen Vorfahren gefeiert wurden. Keine Zeit des Jahres zwingt auch so zur Einkehr und Selbstbesinnung wie die Mittwinterszeit. —

Nach den grauen und trüben Herbsttagen, in denen das verwelkte Laub der Bäume und Sträucher zur Erde sank, kam der Winter, vor dem die Zugvögel in wärmere Länder gezogen waren, oder anderes Getier sich zum Winterschlaf niederlegte und verkroch. Die Erde begab sich nun zur Ruh und über sie breitete der Winter seine Schnee- und Eisdecke. Die Strahlen der Sonne wurden von Tag zu Tag kürzer; die Nächte wurden länger. Die farbenfreudige und lebensprühende Kraft der Natur ist dahin. Kalt sind die Tage und lang die Dunkelheit. Doch immer kann diese Zeit nicht währen, sollen nicht Mensch und Tier verhungern und erfrieren. Und mitten im Winter kündet uns Gott die Wende an, denn die Sonne steigt nun wieder höher und läßt auf ein neues Jahr des Säens und der Ernte hoffen.

Dieser Wendepunkt wird von jeher in unserem Volke festlich begangen. Die Flammen brennender Holzstöße schlagen in dieser Nacht in den winterlichen Himmel. Sie begrüßen den Sieg des Lichtes über das Dunkel. Feiernd ist an den Wintersonnenwendfeuern die Volksgemeinschaft versammelt.

Sind die Feuer erloschen, so beginnen die heiligen Nächte. Aller Streit, aller Hader ruht in dieser Zeit. Friede und Freude ist der Sinn des Weihnachtsfestes. Jeder will nur erfreuen und schenkt am Weihnachtsabend aus übervollem Herzen. Im Glanze der brennenden Lichter erstrahlt der Weihnachtsbaum. Er ist der einzige Baum, der in der kalten Wintersnacht grünt und schon seit alters her in unserem Volke als das Sinnbild des ewigen Lebens gilt. Unsere Lieder singen vom Licht, von der Liebe zum Leben. Aus diesem Feste der Familie und Sippe schöpft der deutsche Mensch Kraft für das kommende Jahr, für die kommende Arbeit. Er gedenkt aber auch seiner Ahnen, der Verstorbenen und der Gefallenen, und erlebt so mit ihnen gemeinsam das Fest. —

Kein Deutscher, wo immer er auch sei, kann sich dem Bann dieses Festes entziehen. Mag er im heißen Afrika, in Amerika, im Fernen Osten oder auf hoher See sein. Auch er feiert Weihnachten. Vielleicht kann er sogar unter einem strahlenden Weihnachtsbaum sitzen. Seine Gedanken ziehen dann zur fernen deutschen Heimat, und während er die alten Weihnachtslieder singt, träumt er von sternenklarer Nacht über winterlicher deutscher Landschaft.

Selbst im großen Kriege feierten die deutschen Soldaten Weihnachten. Oft wurde unter Lebensgefahr ein Tannenbaum herbeigeschafft, und während draußen Kameraden Wache hielten, erstrahlte er im Unterstand. Manches Mal pfiffen die Kugeln, wenn die Weihnachtslieder der Heimat beim deutschesten aller Feste erklangen. —

Wenn auch bei manchen anderen Völkern Weihnachten gefeiert wird, so hat es aber dort eine andere Bedeutung. Kein Volk kann so Weihnachten, das Fest des Lichtes, des Friedens und der Einkehr feiern wie wir.

Weihnachten zu Hauſe

Wenn der erſte Schnee fiel — es iſt mir gar nicht erinnerlich, daß kein Schnee gefallen ſein könnte —, fing mein Vater vom Weihnachtsabend an zu munkeln. Er machte dabei eine geheimnisvolle Miene, als ob irgend etwas dazwiſchentreten könne, und die ganze Herrlichkeit wäre aus und vorbei.

Wir vier Jungen von drei bis dreizehn Jahren wußten das ſchon lange und lagen richtig auf der Lauer. Und eines Abends bei der Heimkehr des Vaters ging es wirklich los. Der Vater ſagte mit gutgeſpielter Trübſeligkeit: „Kinder, es iſt nichts dabei zu ändern. Der Kaiſer hat es verboten. Es gibt keinen Tannenbaum."

Der brennende Tannenbaum war recht eigentlich des Vaters Weihnachtsabend. Er ſaß dann ſtumm in ſeinen Stuhl zurückgelehnt mit angelegtem Kopf und ſah mit weitoffenen Augen in den Lichterbaum hinein, und Lächeln und Ernſt wellten über ſein furchiges Geſicht — ja — auch wohl eine verſtohlene Träne. Er war im allerinnerſten Herzen dann wieder Kind im elterlichen Hauſe zu Sahms im Herzogtum Lauenburg hinter Schwarzenbeck — ja, er war allerinnerſt Kindheit ſeines deutſchen Volkes, das dem Lichtbaum um Sonnenwend gläubig entgegenſah.

Und nun hatte der Kaiſer ihn verboten.

Wir vier Jungen — nein, wir drei älteſten — taten, als glaubten wir es wirklich und kriegten ſchließlich den Vater ſo weit, einen Bittbrief an den Kaiſer zu ſchreiben (es war in meines Vaters Gedanken immer noch der alte Kaiſer Wilhelm I.), der Kaiſer möge das Verbot zurückziehen. Danach gingen einige ſonderliche Tage hin. Wir Jungen lächelten einander heimlich und ein wenig liſtig an. Dann kam der Vater eines Abends triumphierend nach Hauſe mit der Nachricht, der Kaiſer habe es gnädigſt erlaubt. Wir fragten nicht weiter nach dem kaiſerlichen Brief, um den der Vater ſehr geheimnisvoll tat. Wir wußten doch nur zu gut, daß gar kein Brief gegangen und keiner gekommen war. Und auch der Vater mochte wiſſen, daß wir alle miteinander nur Verkappung ſpielten. Aber das tat der Freude keinen Abbruch. Nein, das machte ſie erſt.

Und dann raſchelte es eines Abends, und wir durften durchs Schlüſſelloch in die beſte Stube blicken. Nur einen kurzen Augenblick, ſonſt würden wir blind, ſagte der Vater. Ja: dann war der Baum auf einmal da, und keiner von uns hatte je geſehen, wie er in die Wohnung gekommen wäre.

Danach, am Vorabend des 24. Dezember, ſaßen der Vater und die Mutter allein und putzten den Baum auf.

Ich weiß mir nichts Schöneres und Seligeres aus meiner Kindheit, als jene Vorabende um Weihnachten, wenn wir zu Bett lagen, wach

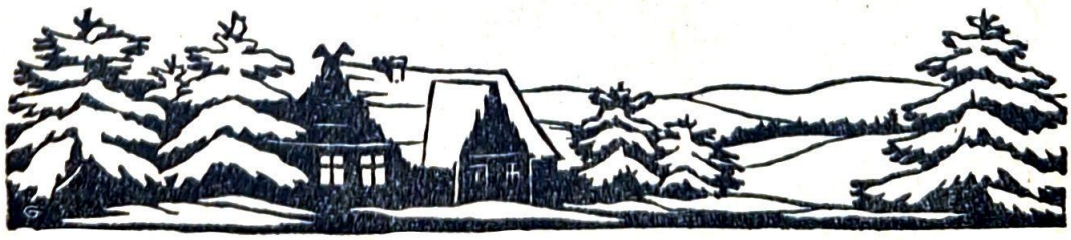
lagen und horchten, wie nebenan die Eltern saßen und den Baum herrichteten — und wenn der Vater ab und an mit der Goldpapierfahne raschelte, die oben in der Spitze des Baumes prangte, oder ganz vorsichtig eines der kleinen Silberglöckchen klingen ließ, die schon am Weihnachtsbaum des Sahmser Elternhauses geläutet hatten.

Draußen fiel der Schnee. Ja, draußen fiel der Schnee in der dunklen Nacht lautlos und feierlich. Und wenn er nicht wirklich fiel, so war es doch in unserer Einbildung so. Und wie der Schnee langsam niedersank, so sank auch eine süße, singende Müdigkeit über uns immer noch heimlich Horchenden in der stillen Schlafkammer, bis wir, Weihnachtslieder auf den Lippen und Weihnachtswünsche im Herzen, endlich selig einschliefen und im Traum alle Bescherung vorwegnahmen.

Ja: die Bescherung! Sie war sicher sehr bescheiden in jenen Jahren der elterlichen Not und Enge. Aber die Herzensheimlichkeit, die um alles war, ließ kein weihnachtlich Ding gering sein.

Und ich war sehr traurig, als ich mit meinem vierzehnten Jahre als „groß" galt und zum erstenmal den Baum mit aufputzen durfte. Der Vater vergoldete die Nüsse, ich bebänderte die Kringel, und die Mutter hing sie in den Baum. Ich machte es sehr ordentlich und bekam auch einen Schluck vom dunkelroten Portwein, den die Eltern tranken. Aber ich war doch eigentlich traurig und beneidete meine drei jüngeren Brüder nebenan in der Schlafkammer. Mein Vater merkte es wohl. Er sagte plötzlich: „So, Junge, scher dich zu Bett! Die Lichter stecken wir allein hinein. Gute Nacht!"

Hermann Claudius



Soldatenweihnacht im Weltkrieg

Einſame Wacht,
ſchneekühle Nacht!
Es knarrt der Froſt im Eiſe,
der Sturm ſingt harſche Weiſe.
Der Friede, den ich preiſe,
der iſt in Bann und Acht.

Brandhelle loht!
Mord, Haß und Tod,
ſie recken ob der Erde
zu grauſer Drohgebärde,
daß niemals Friede werde,
Schwurhände blutigrot.

Was Froſt und Leid!
Mich brennt ein Eid,
der glüht wie Feuersbrände
durch Schwert und Herz und Hände.
Es ende drum, wie's ende —
Deutſchland, ich bin bereit.

Walter Flex

„Ich danke Euch, Kameraden"

Heuer iſt die Weihnachtspoſt aber pünktlich gekommen und ein paar große Kiſten mit Liebesgaben dazu. In der einen liegen ſie ſchön und liebevoll verpackt, aber doch deutlich erkennbar war die Not an allem daheim. Nicht wie früher und noch vergangene Weihnachten an der Somme ſieht das aus, wo wir noch Würſte, Backwerk, Schokolade und echte Wollſachen in harmoniſcher Güte beiſammenliegen ſahen. Nichts zum Beißen gab es heuer.

Doch hat wenigſtens die andere Kiſte einen erfreulicheren Inhalt, Rauchwaren und unzählige Flaſchen mit Wein und Schnaps.

Am Heiligen Abend ging ich ſchon in der Frühe mit dem Ferdl in Stellung. Ein beißend kalter Nebel kniff in Naſe und Ohren. Ringsum war alles weiß und vereiſt. Die Blenden an der Straße, gegen Einſicht des Engländers, die ſich kilometerweit frontwärts zogen, hingen fingerdick voll Reifkriſtallen. Die Trümmer einer Zuckerfabrik mit zerlöcherten Keſſeln und verbogenen Transmiſſionen lagen am Wege. Nauroy kam, noch nicht ſo ſtark zerſchoſſen, wie es die Nähe der Front vermuten ließ. Es gab noch ragende Häuſer in dem leblos ſchaurigen Neſt. Ein kurzes Stück weiter lag das ſchon ſtärker zerſchoſſene Bellicourt, vor dem wir

links abbogen, über traſſierte, angedeutete Gräben mit dichten Drahtverhauen davor hinweg, bis wir in einem Hohlweg die erſten Stollen ſahen. Das ſollte ein Stück der dritten Linie der Siegfriedſtellung ſein. Seit langem nicht mehr betretene Laufgräben führten nach vorne, aber oben gingen kreuz und quer über das Grabennetz getrampelte Pfade im Schnee. Drahtverhau an Drahtverhau zog ſich in wackeligen Bändern über die Wellen des kahlen Geländes. Unbeſorgt gingen wir über die weite Schneedecke, bis die hohe Wand einer großen Kiesgrube kam und unſer Kompanieführer aus dem gähnenden Schlund eines Stollens trat.

Nach kurzer Meldung ſtieg ich die Kiesgrubenwand hinab und lief in einem kurzen Laufgraben gar nicht mehr lange und ſtand mit einem Male im vorderſten Graben hinter einem ſtattlich breiten Drahtverhau. Keine Menſchenſeele begegnet mir. Nur an einer Knickung des auffallend ſeichten Grabens lehnte eine Geſtalt, nein zwei, an der vorderen Grabenwand, der Heiner und der Guſtl. Sie waren vermummt wie ein paar alte Marktweiber im Winter, und der Heiner hatte Eiszapfen am Schnurrbart.

Der Unterſtand war furchtbar klein. Unſere Gruppe hatte nur im Sitzen Platz. Der Schmied-Martl machte gerade an der Stirnwand einen Handgranatenkiſtendeckel als Klapptiſch an. Dann opferte er noch ſeine Reſerve an Nägeln, die er mühevoll gehamſtert hat und von Stellung zu Stellung mitnimmt. Ein paar alte Seitengewehre wurden in die Klunſen zwiſchen den Stollenrahmen getrieben für die Feſtbeleuchtung, und der Karl miſtete aus und kehrte die Treppe.

Bis zum Dunkelwerden ſah ich mich noch in der Stellung um, die recht ſonderbar verlief. Am rechten Flügel waren wir knapp 50 Meter vom engliſchen Graben entfernt, und am linken Flügel faſt 2000 Meter. In einem tiefen Bogen lief drüben die vordere Linie zurück und ließ als Niemandsland eine kilometerbreite, langmächtige Mulde offen. Bei der großen Entfernung vom Feinde war der Kompanieabſchnitt ſehr breit und daher die Poſtenaufſtellung recht weitmaſchig. Überraſchungen waren wohl kaum zu befürchten.

. . . Huuuu! Kalt iſt es wie in Sibirien. Der Drahtverhau ächzt und klirrt leiſe im Nordwind. Wenn ein Schuß in die vereiſte Deckung ſchlägt, ſprühen Funken davon. Von Zeit zu Zeit rattert eine Serie aus den Maſchinengewehren in die beginnende Dunkelheit, damit die Läufe nicht einfrieren. Und im letzten Schein der Dämmerung ſchleicht der Horchpoſten vom Girgl ſeiner Gruppe ins Vorfeld. Im Graben der Nachbarkompanie gehen ſchwere Minen nieder und ſprühen dunkles Feuer zum ſternenüberſäten Nachthimmel. In einer halben Stunde iſt mein Grabendienſt vorüber, dann iſt Heiliger Abend in unſerem Unterſtand.

Aus dem Rauchrohr unſeres Ofens züngelt Feuer in den Graben heraus, daß ich warnen muß, nicht gar ſo verrückt einzuſchüren, aber gern meine ſtarren Hände an dem warmen Rohr wärme und mich von der Hitze anfächeln laſſe.

Unſer Poſten lehnt regungslos an der Grabenbrüſtung.

Der Anderl und der Karl ſind es; flüſternd reden wir miteinander. „Heut iſt er ruhig drüben.“ „Werden halt auch Weihnachten feiern.“ „Aber beſſer ſchon als wir.“ „Freilich, die haben ja alles, was ein Herz begehrt.“ „Einen Weihnachtsbaum haben ſie doch nicht.“ „Wir ja auch nicht.“

„Doch, ich habe einen von daheim geſchickt bekommen, ſo einen kleinen wie voriges Jahr.“

Ein emſiges Treiben iſt im Unterſtand. Behagliche Wärme löſt meine froſtſtarren Glieder. Der Schmied-Martl hat ſchon Waſſer aus einem vereiſten Trichter auf die glühende Ofenplatte geſtellt. Einer brät Äpfel und zaubert Wohlgerüche in den engen, hölzernen Raum. Dann ſetze ich mich nieder und packe bedächtig genießeriſch aus, was von daheim kam — Lebkuchen von der Mutter, Nüſſe und Äpfel, ſogar ein Stück Butter und geſelchte Bratwürſte — wo ſie die nur herhaben in dieſer hungrigen Zeit? —, ein neues griffeſtes Meſſer und im Eck wahrhaftig eine ganze Kiſte „Mexiko“, die meinem Vater wohl ſchwere Be-

ſchaffungsſorgen machte, eine Flaſche Rotwein, die Marke kenne ich noch, die iſt aus dem Friedensvorrat, dem ich im Keller daheim oft heimlich zu Leibe ging; allerlei Backwerk von der Schweſter, und ganz unten ein Buch, etwas zum freudigen Lachen; da werde ich nachher draus vorleſen.

Die Kameraden ſtehen herum und freuen ſich mit, denn bei uns gehört es allen, was einer bekommt. Da habe ich noch ein Packl, da ſtaunen ſie alle wie kleine Kinder, als ich es aufmache; denn da liegt ein kleines zierliches Tannenbäumchen drin mit feinen Kerzen und ſilbernem Tand. Das ſtelle ich auf ein Brett im Eck und zünde es an mit feierlicher Art. Feſtliche Ruhe umfängt uns weich.

Da ſitzen wir nun, ſtumm wie Hackſtöcke, und freſſen das Heimweh in uns hinein.

Nur die zarte Lichterpracht des Bäumchens im Eck ſtrahlt ſchwach über die harten, abweſenden Geſichter.

Einer ſchneuzt ſich verhalten, und der Heiner ſpielt mit dem Finger an dem ſilbernen Glöcklein, das von einem Zweige hängt. Ganz leiſe fängt der Schmied-Martl auf ſeiner Mundharmonika zu ſpielen an.

So ſingen wir und ſchauen aneinander vorbei, weit in die Erinnerung zurück, wie es einſtens geweſen iſt — daheim.

Da ſtocken wir und horchen hinauf, denn der Schlag einer Handgranate vibriert durch die ſeichte Decke: Tſſuung! Der Martl ſetzt die Mundharmonika ab. Iſt das nicht unſer Poſten? Was hat denn der ſo rüpelhaft unſere Feier zu ſtören? Da! — — Tſſuunng! Tſſuunng! Und jetzt — das iſt unſer Maſchinengewehr, das ſo hölzern dumpf loshämmert.

Wir rumpeln auf. Der Heiner bläſt geſchwind die Kerzen aus. Trappeln oben, die Decke am Eingang wird weggeriſſen: „'raus! Der Tommy!" Wir haben ſchon die Gewehre und Handgranaten gepackt, rennen den Ofen halb um und ſtehen plötzlich in der eiskalten Nacht oben, die von Leuchtkugeln erhellt iſt. „Da drüben am Horchpoſten!" ſchreit einer.

Beim Girgl ſeiner Gruppe fetzen ſie ganz verrückt mit Handgranaten. Schwere Minenſalven ſchüttern mit reißenden Donnern, und dieſes wüſte Toben wird nun urplötzlich durch den Wirbel unſerer Handgranaten geſteigert. Rote Sterne zerſprühen in der Nacht: Sperrfeuer — Sperrfeuer!

Ich knalle immer wieder Leuchtkugeln in den Drahtverhau, wo die Magneſiumballen grellhell verglühen. „Wo ſind ſie denn, ich ſehe nichts!" ſchreie ich den Guſtl an, der alarmiert hat. „Vorhin waren ſie da draußen, ganz gewiß, ich hab' ſie ſtehen ſehen." Rumms! haut eine Mine hinter den Graben, daß wir uns ducken vor den pfeifenden Splittern. Leuchtkugeln um Leuchtkugeln hinaus und — — „da! — da ſind ſie! Halbrechts im Drahtverhau!"

Ein ganzes Rudel, ſie haben Schneemäntel an, man ſieht nur ein undeutliches Gezappel, wie ſie über das Hindernis turnen. Den Heiner zur Seite ſtoßend, reiße ich das Maſchinengewehr herum und haue mit ſprühendem Feuer in den Haufen hinein. Ein Höllenlärm raubt alle Beſinnung. Ratatatatatat. Da ſind ſie — nur drauf, drauf! Sonſt kommen

ſie uns herein in den Graben. Spritzendes Feuer ſchlägt mir ins Geſicht, ſie ſchießen auf uns, nur nicht nachgeben, lange machen ſie das nimmer unter der raſenden Garbe meines Gewehrs — ratatatatatatat — ratatatatatat —

„Gurt durch!“ ſchreit mir der Guſtl beim Stocken des Gewehrs in die Ohren, da ſpritzt wieder dieſes Feuer, der Guſtl heult brüllend und fällt auf die Grabenſohle.

Wütend reiße ich einen neuen Kaſten auf. „Gib her, ich hab' ſie jetzt!“, brüllt mich der Heiner an und ſtößt mich weg. „Sie müſſen ſchon im Graben ſein. Sperr ab! Sperr ab!“

Tſenng, tſſinng! Das ſind engliſche Handgranaten in unſerem Graben. Harte Brocken von einem Minenſchlag kollern vor meine Füße. Stickender Pulverſchwaden weht. Da ſtoße ich mit brüllenden Geſtalten zuſammen, die hinter die Schulterwehr zurückweichen: „Der Tommy! Herinnen iſt er!“ „Dableiben, abſperren! Nichts wie Handgranaten! Du, Karl, zum Kompanieführer, der Stoßtrupp ſoll vor!“

Da fliegt ein Stück vor uns im Graben eine feurige Wolke auf, ſchwarze Bälle kollern heran. Sie rollen zu uns herauf. Wir preſſen uns an die eiſige Wand der Schulterwehr und ziehen ab. „Nur drauf, drauf, nicht mehr auslaſſen!“

„Platz machen!“ ſchreit wer von hinten. Unſer Kompanieführer iſt da und hinter ihm der ganze Graben voller Leute! „Den Stoßtrupp vorlaſſen!“ „Wo ſan ſ'?“ fragt mich der Hans ganz atemlos, und dann ſchreit er ſchon: „Salveee — Achtung! Wurff!“

Da ſtürze ich mit vor und hinein in den weißen, wallenden Dampf. „Achtung, Salveee, Wurff!“ Trumm — ſſſrrr! „Looooß!!“ Hoppla, da liegt einer, ein Tommy! Da wieder einer! Weiter! Es kommt keine Gegenwehr.

Der Graben iſt leer.

Sie ſind anſcheinend ſchon wieder fort. Von dunklen Blutflecken ziehen Spuren durch den Schnee ins Niemandsland hinaus.

Erleichtert kehren wir um. Das iſt noch gut abgegangen. „Das ſind ſo Menſchen, die Engländer, nicht einmal heute können ſie Ruhe geben!“ ſchimpft einer voll Grimm. Für ein paar von uns und ein gutes Dutzend Engländer iſt es für immer ſtille Nacht geworden.

Knapp vor dem Graben liegen ihre ſtarren Geſtalten über- und nebeneinander, wie ſie die tödliche Garbe hinwarf. Im Drahtverhau hängt ein ganzer Klumpen wirr, mit verrenkten Gliedern. Dunkle Flecken und Streifen von Blut zeichnen in ſeltſamen Figuren den weißen, verharſchten Schnee.

Das Sauſen unſerer Granaten erſtirbt wieder über dem noch unruhig und nervös flackernden Feuer der Poſten. In den Unterſtänden hocken die Kameraden des Reſervezuges während dieſer Nacht eng auf den Stufen. Emſig gehen die Grabenſtreifen auf und ab. Der Feind ſtreut Minen und Granaten auf unſere Stellung bis zur Mitternacht; dann ſcheinen die Batterien drüben auch endlich an Weihnachten zu denken. Feierliche Stille liegt über dem Schnee. Mit einem Male iſt mir, als

hätte ich einen tiefschluchzenden Seufzer gehört. Und wieder! „Da lebt einer noch," sagte der Martl, der mit mir eben über die Strecke des Kampfes patrouillierte.

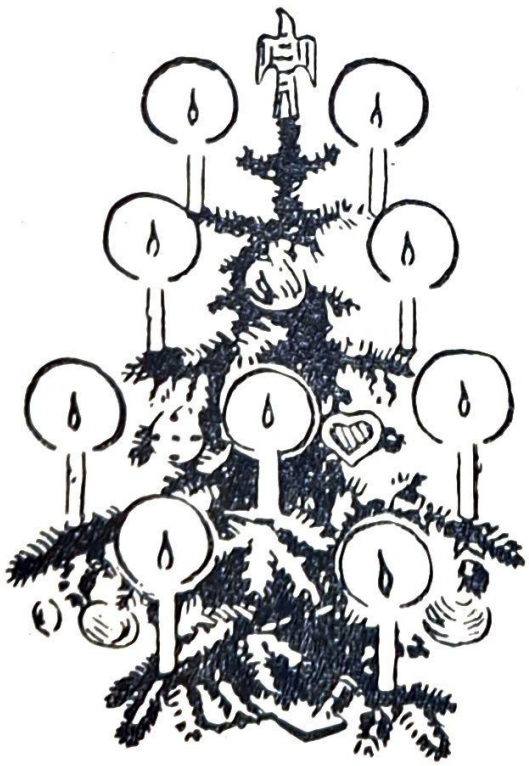
Im Schein einer Leuchtkugel sah ich, wie eine der Gestalten im Drahtverhau sich regte und den Arm hob und wieder fallen ließ.

„Eigentlich sollten wir ihn hängen lassen, aber wir sind ja keine Engländer", sagte ich, noch erfüllt von der Wut des Kampfes. Ein ins Herz schneidender Ruf kam von draußen: „Helpt — helpt — comrades!"

Da stiegen wir hinaus und zogen den Engländer aus dem Stacheldraht. Eine schrecklich große Blutlache stand im Schnee unter der Stelle, wo er gehangen hatte. Wir schafften ihn in den Unterstand und legten ihn auf ein Stollenbrett, auf dem der Gustl mit seinem verbundenen Schädel saß und knurrte, als er unseren Gast sah. Einer schob dem Engländer seinen Tornister unter den Kopf, und ein anderer ging fort, unseren Sanitätsschnapser zum Verbinden zu holen.

Flüsternd ging die Unterhaltung; eine unsichtbare Hoheit war mit dem verwundeten Feind bei uns eingekehrt. Wir brauchten nicht erst den Sanitäter zu fragen, wir sahen, daß dem Tommy der Tod im Gesicht stand, das merkwürdig hübsch und bubenhaft war, gar nicht recht passend zu der hünenhaft breiten Gestalt. Er mußte der Eleganz seiner Uniform nach ein Offizier sein, trug aber keine Abzeichen, die darauf schließen lassen konnten.

Ein paar angstvoll irre Augen gingen im engen Raum umher, und dann flüsterte der Feind: „I thank you, comrades." Ich knöpfte seinen schweißnassen Rock unter dem weißen Schneemantel auf und erschrak, wie ich die ganze Brust auf der rechten Seite von einer Handgranate aufgerissen fand, daß geknicktes Gebein der Rippen hervorstand. Der mußte ein unglaublich zähes Leben haben.



Wie ihm unser Sanitäter weißen Zellstoff darüberlegte und mich bedeutsam dabei ansah, ging ein unmerklich feines Lächeln, das leise Wimmern unterbrechend, über das todgeweihte Gesicht. Und noch einmal — da sah er das kleine Weihnachtsbäumchen vor sich im Eck.

Das hatte sogar der Gustl bemerkt, der finster den Engländer angestarrt hatte, und würgend heiser meinte er: „Geh, zündt's ihm den Weihnachtsbaum noch einmal an — in seiner letzten Stund'!" Das tat ich mit zitternden Händen, und alle wurden still und wagten kaum zu atmen.

Da klang wieder wie vor Stunden von der Treppe her ſilbern fein die Mundharmonika vom Schmied-Martl auf und trug noch einmal ein Weihnachtslied zu uns herein. Aber wir konnten nicht mitſingen, wir mußten immer den Tommy anſchauen, wie er mit dem letzten Licht ſeiner Augen das brennende Bäumchen umfing und nach der Melodie horchte wie nach einer glücklichen Botſchaft. „I thank you, comrades", liſpelte er noch einmal und freute ſich über ſein ganzes Bubengeſicht.

Ich nahm ſeine taſtende, blutbeſpritzte Hand und hielt ſie ruhig in der meinen. Oben gingen ein paar behutſam hinaus in die Nacht.

Bei der dritten Strophe ging er hinüber in den Frieden auf Erden.

Da verglomm der letzte Docht, und ein Duft von Wachs ging um unſere geſenkten Köpfe. Müde ſtand ich auf, deckte den blutigen Schneemantel über die ausgereckte Geſtalt, und der Sanitäter drückte ihm die erloſchenen Augen zu.

Hans Zöberlein

Deutſche Weihnachten

Die Melodie der Räder ſchweigt,
und deine Hände, deutſches Volk, erleben
den Feiertag, der ſtumm ſich neigt,
wenn durch das Land vom Turm die Glocken beben:
Weihnacht!

Kein Hammer ſchlägt am Amboß Glut;
auf Fauſt und Stirne ſenkt ſich friedlich wieder
die Heil'ge Nacht und tropft die Flut
Millionen Lichter auf uns Menſchen nieder.
Weihnacht!

Durchs Tannengrün fließt milder Schein
der Kerzen, deren Zauberglanz ſich windet
im Gold und Silber. Doch in uns hinein
zieht Frieden, der ein ganzes Volk verbindet.
Weihnacht!

Hans Hoffmann

Deutſches Weihnachten unter Palmen

Aus allen Teilen der Vereinigten Staaten von Nordamerika trafen ſich einmal zu Weihnachten die deutſchen Austauſchſtudenten am Golf von Mexiko, um gemeinſam das Weihnachtsfeſt zu begehen. Hunderte von Kilometern bildeten für ſie kein Hindernis, ſo freuten ſie ſich darauf, im Kameradenkreiſe das deutſche Feſt zu erleben. Einer erzählt uns von der Feier fern der Heimat.

In Miami waren wir die erſten Austauſcher, die ſich im Reſtaurant „Old Heidelberg" einfanden.

Nach langem Suchen fanden wir ein ſauberes, geräumiges Holzhaus mit ſchmuckem Vorgärtchen und rieſigen Palmen. An der Tür grüßte uns ein hagerer, mittelgroßer, älterer Mann: „Ihr ſeid Deutſche? Na, dann kömmt man rin, Jungs! Ich habe noch keinem Deutſchen die Tür gewieſen." Er habe zwar einige Sommergäſte zu Beſuch, hörten wir, aber für drei Landsleute ſei immer Platz. So lernten wir „Vadder Heyſer" kennen und wurden „ſeine Jungs".

Vater Heyſer ſtammte aus der Gegend von Bremerhaven, war in der Kaiſerlichen Marine als Bäcker gefahren, hatte 1900 am Boxeraufſtand teilgenommen und wurde auf dem Hilfskreuzer „Wilhelm der Große" während des Krieges „geſchnappt" und interniert. Nach dem Kriege ließ er ſich in den Staaten als Bäcker nieder, verdiente gut und lebte jetzt von ſeinen Erſparniſſen.

Unvergeßlich wird mir immer jener Weihnachtsabend in Miami bleiben. Als große Weihnachtsüberraſchung ſtellte Vater Heyſer gegen 6 Uhr abends das Radio an, und wir hörten die Rede des Reichsminiſters Heß. Klar und deutlich, daß man jedes Wort verſtehen konnte, klangen die Weihnachtsgrüße aus der Heimat über das Weltmeer. „Dat Kurzwellengerät muß ich haben, Jungs, ſonſt werde ich verrückt hier drüben. Den Zeitungen kann ja kein Menſch nich trauen. Über die dütſche Kurzwellenſtation weiß ich immer, was in der Heimat los iſt."

Der Abſchied von Vater Heyſer war nicht leicht. „Jungs, wenn ich auf meine alten Tage dat neue Dütſchland noch mal ſehen könnte!!" — „Wißt ihr, Jungs, ich werde die alte Heimat wohl kaum noch einmal ſehen, bevor ich ſterbe. Aber einen Wunſch habe ich noch: ich möchte Hitlers Kampf in deutſcher Sprache leſen!" — In der deutſchen Buchhandlung in Cincinnati erwarben wir zu dritt Hitlers „Mein Kampf" und ſchickten ihn unſerem guten Vater Heyſer zur Erinnerung an die unvergeßlichen Weihnachtstage in Florida.

Am Mittag des 24. Dezember hatte ſich ſchon eine ſtattliche Autokolonne von Austauſchern eingefunden. Ein verwegener Haufe, der in ganz Miami Aufſehen erregte.

Von 53 Mann waren 45 erſchienen. Zwei Kaliforniern erſchien der Weg doch zu weit, die Zeit zu kurz. Zwei Kameraden waren mit einer zerbrechlichen Fordmühle ſogar aus Kanada gekommen!

Gegen Mittag zog alles zum Baden an den Atlantik, weit draußen, in reſpektvoller Entfernung vom „Judenſtrand". Wir wollten ungeſtört ſein. —

Am Heiligen Abend verſammelten ſich alle Austauſcher zu einer ſchlichten Weihnachtsfeier.

Für eine Stunde war aller Übermut gewichen. Ernſt und feierlich ſaßen alle in dem kleinen Raum unterm Weihnachtsbaum. Dann ſangen wir, wie in der Heimat, die alten, ſchönen Lieder und gedachten der Lieben daheim, die jetzt ihre Feier ſchon längſt beendet haben würden, da ſie uns ſieben Stunden voraus waren.

Anſchließend fuhren wir mit ſechs Autos zu Vater Heyſer, um ihm ein Weihnachtsſtändchen zu bringen, und dann nochmals hinaus an den Strand. Aus alten Bohlen und herumliegendem Holz zündeten wir ein Feuer an. Ums Feuer geſchart, wurde geſungen.

Weihnachtsfeier trotz Haß und Not

Beinahe zwanzig Jahre waren die Sudetendeutſchen durch eine ſchändliche Grenzziehung in einen Staat gezwungen worden, der ſie nur quälte und bedrückte. Oft konnten ſie nicht einmal das Weihnachtsfeſt nach altem Brauch feiern. Entweder es war ihnen verboten, oder ſie waren ſo geknechtet, daß keine rechte Weihnachtsfreude mehr aufkam. Ein junger deutſcher Lehrer ſchildert in einem Brief an ſeine Mutter, wie er ein ſudetendeutſches Dorf trotz aller Schwierigkeiten doch Weihnachten erleben ließ.

Nun iſt aber nach des Führers Willen auch den Sudetendeutſchen die Befreiung gekommen. Sie können in dieſem Jahre nach langer, ſchwerer Zeit zuſammen mit allen Deutſchen im großen Reich wieder frei und freudig das deutſche Weihnachtsfeſt feiern.

„Meine liebe Mutter,

ich habe Dein liebes Schreiben und Deine ſchönen Geſchenke erhalten, und ich kann Dir gar nicht ſagen, wie ſehr ich über beides erfreut war. Ich freue mich auch, daß Du mir nicht zürnſt, weil ich Weihnachten heuer nicht mit Dir verbringe, das erſtemal in meinem Leben. Daß ich mit allen meinen Wünſchen und Gedanken bei Dir ſein würde, haſt Du ja gewußt, auch wenn ich es Dir nicht geſchrieben hätte.

Ich ſelbſt habe den Heiligen Abend verbracht, als wäreſt Du bei mir geweſen. Es hat mir an nichts gefehlt, und ich habe nicht verſpürt, daß ich allein ſei. Was das Schönſte iſt: Ich hatte eine recht große Freude, daß ich hier geblieben war. Und das muß ich Dir doch ſchreiben, wie das geſchah.

Ich habe Dir von den Kindern geſchrieben, die zu mir in die Schule kommen, und von den Leuten, die mit mir leben, von den Verhältniſſen, die ich anfand. Dein gutes Herz wird den Jammer erkannt haben, der in Schatzdorf zu Hauſe iſt, weil es auch zwiſchen den Zeilen zu leſen verſteht, was man nicht ſchreiben kann, weil einem die Worte dazu fehlen.

Das alles weißt Du, meine liebe Mutter, denn ich habe Dir davon geſchrieben.

Mich hat das Geſchick nach Schatzdorf geſtellt, und Schatzdorf iſt einer von den tauſend Kampforten an der deutſchen Oſtgrenze. So ſoll der Kampf aufgenommen werden gegen den haßerfüllten Sturm, der brauſend und vernichtend hereingebrochen iſt und Geſchlecht um Geſchlecht entwurzelnd vernichtet.

Es ſind nur einundzwanzig Kinder, die zu mir in die Schule kommen. Mein Gott, das iſt nicht viel. Das iſt nur eine Handvoll. Aber in jedem einzelnen liegt der ganze Reichtum eines deutſchen Menſchen verborgen. Es liegt an mir, dieſen einundzwanzigfachen Reichtum zu bergen und zu retten, ſoweit er nicht ſchon verloren iſt.

Man darf an das Fernſte nicht zuletzt denken, und da hängen an den Kindern auch die kommenden Geſchlechter. So hängt, wie immer man es auch betrachte, von dieſen einundzwanzig Kindern die Zukunft eines ganzen Ortes ab, und ob er beſtehen wird gegen den Sturm, oder ob er untergehend, des eigenen Verſchwindens ungeachtet, eine Lücke reißen wird in den Wall im Oſten, durch den die ſlawiſche Flut verheerend eindringen kann.

Ich lebe jetzt nur dieſen Kindern; denn mit halber Arbeit iſt ſo gut wie gar nichts geſchaffen, und das wirſt Du wohl einſehen, meine liebe Mutter. Darum darf ich ſie jetzt auch nicht einen Tag verlaſſen, weil ſie das ſichere Gefühl gewinnen müſſen, daß ſie zu mir gehören und ich zu ihnen.

Darum habe ich das Weihnachtsfeſt mit ihnen verbringen müſſen und nicht mit Dir, Du meine liebe Mutter.

Ich habe viele Briefe geſchrieben, und man hat mir geholfen. Ich habe den Weihnachtsbaum am ſpäten Abend in die Schule getragen und geſchmückt. Ich habe für jedes Kind eine Gabe unter den Baum gelegt, und das beglückende Gefühl der Vorfreude, das mich erfüllte und das ich mit Abſicht nicht immer verbarg, war anſteckend wie eine Krankheit. Aber es weckte Wunder über Wunder.

Am Weihnachtsabend ließ ich ſie alle in die Schule kommen, in die tannreisgeſchmückte Schule, die voll weihnachtlichem Duft war. Sie kamen alle, es hat niemand gefehlt, kein einziger.

Ich ſah es wohl, wie mancher von den Alten ſich verlegen durch die Tür drückte, und wenn ihn nicht heiße Kinderhände hereingezogen hätten, wohl lieber draußen geblieben wäre. Mancher kam nur, weil ihn die Neugierde trieb, was denn nun werden ſolle. Genug, daß ſie kamen. Mehr wollte ich nicht. Und daß ich alle beiſammen hatte in einem Raume, war mehr, als ich erwarten durfte.

Ich zündete den Baum an. Die Lichter begannen wärmer zu brennen. Dann ſagte eines der Kinder das Weihnachtsgedicht auf, das Du, meine liebe Mutter, mich ſelbſt vor vielen Jahren gelehrt haſt. Es war ſchön wie damals, ja ich denke, es hat an Glanz gewonnen wie altes Gold.

Dann trat ich unter die Leute und ſprach zu ihnen von all dem Schönen und Schlichten, das uns beim Schein der Weihnachtskerzen immer wieder bewegt. Auch davon, daß überall im deutſchen Lande das gleiche Feſt gefeiert, und daß, wenn auch ſonſt nie, ſo gewiß an dieſem Tage der beglückende Segen der unlösbaren Gemeinſchaft ſichtbar werde. Ich deutete darauf hin, daß wir in Schatzdorf uns nur allzuſehr verlaſſen dünkten, und das ſei gar nicht der Fall. Viele Menſchen, die uns gar nicht kennen, hätten unſer gedacht, und weil ſie mehr hätten als wir, hätten ſie uns von dieſem „Mehr" ein Stück abgetreten. So ſei es möglich geworden, allen Kindern in Schatzdorf ein Geſchenk zu machen.

Ich fühlte alle Herzen offen und wollte in ſie die Freude der Kinder gießen, damit die geſtreute Saat Nahrung und Licht bekäme. Darum verteilte ich jetzt die Gaben und ließ dem Segen ſeinen Lauf.

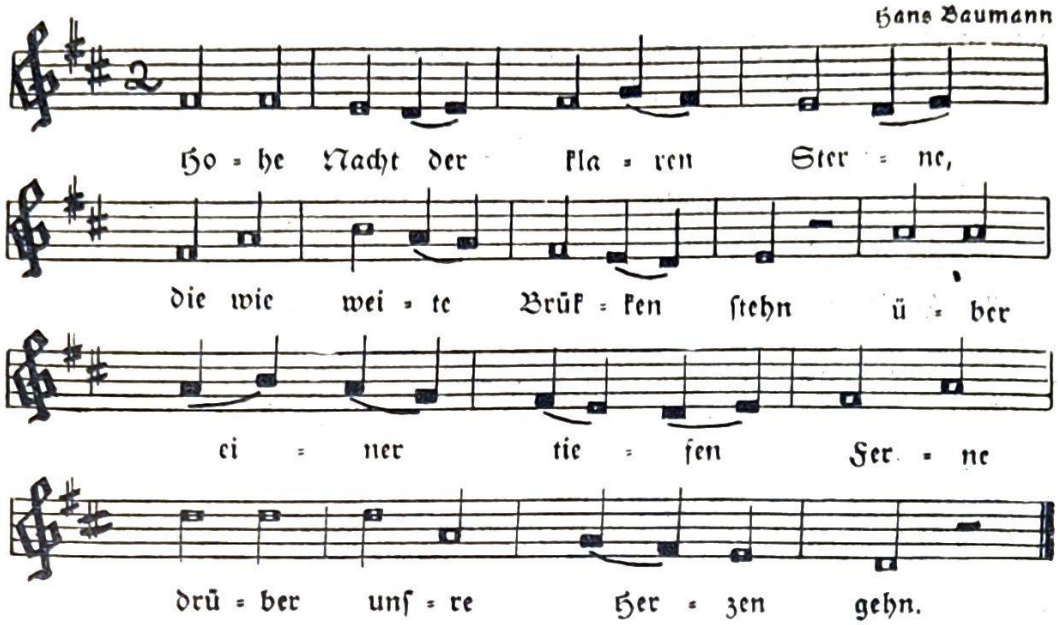
Das hätteſt Du freilich ſehen ſollen, meine liebe Mutter, wie die Kinder mit ihren Schätzen zu ihren Eltern drängten und wie das jubelnde Geplapper und jauchzende Geſchnatter losging. Und ein Drücken und Drängen, ein Rufen und Reichen, ein Schwirren und Flattern erfüllte den Saal und wollte kein Ende finden. Da war ein Staunen und Starren, ein Entzücken, ein Taſten und Streicheln, und wahrhaftig: So viel Freude in ſo engem Raume habe ich noch nie beiſammen geſehen.

Mein Herz war zum Springen voll, und ich war glücklich, unendlich glücklich. Ich hatte einen Weg gefunden und einen Schlüſſel zu allen Herzen. Ich nahm meine Geige hervor, und erſt leiſe, wie von weiter Ferne, und dann immer ſtärker anſchwellend und dann mit lautem Jauchzen, das in meinem Herzen und den Saiten lag, ſpielte ich.

Als ich endete, war eine Stille im Raum, wie ſie nur das ganz große Glück mit ſich bringt, dem die Worte fehlen.

Es waren die ſchönſten Weihnachten meines Lebens, und Du warſt mit dabei, meine liebe Mutter. Lebe glücklich! Dein Sohn."

Hohe Nacht der klaren Sterne



2. Hohe Nacht mit großen Feuern, die auf allen Bergen ſind — heut muß ſich die Erd' erneuern wie ein junggeboren Kind.

3. Mütter, euch ſind alle Feuer, alle Sterne aufgeſtellt; Mütter, tief in euren Herzen ſchlägt das Herz der weiten Welt.

Quellenangabe:

Die Erzählung „Weihnachten zu Hauſe" von Hermann Claudius iſt aus „Ewiges Deutſchland" (Verlag Georg Weſtermann), die Erzählung „Ich danke Euch, Kameraden" iſt aus „Der Glaube an Deutſchland" von Hans Zöberlein (Eher-Verlag), die Erzählung „Deutſches Weihnachten unter Palmen" iſt dem Buche „Brücken zur Heimat" von Dietrich Zwicker (Sonnenweg-Verlag, Berlin) und die Erzählung „Weihnachtsfeier trotz Haß und Not" iſt dem Buche von Gottfried Rothacker „Das Dorf an der Grenze" (Albert Langen, Georg Müller, München) entnommen.

Das Gedicht „Einſame Wacht" von Walter Flex iſt aus der Gedichtſammlung „Im Felde zwiſchen Nacht und Tag" (C. H. Beck, München).

Das Photo der Beilage iſt von Preſſebildzentrale.

Berichtigung:

In der Folge 5 „Rudolf Heß" muß es auf Seite 14 oben ſtatt „Ein auslandsdeutſcher Spanier" heißen: „Ein Auslandsdeutſcher in Spanien".

II. Teil: Die Führerschulung

Ein Staat wird Großmacht: Japan

Krieg in Fernost: Seit langen Jahren bringen die Zeitungen fast täglich Meldungen über Zusammenstöße im ostasiatischen Raum. Wenn man längere Zeit noch an begrenzte militärische Unternehmungen glauben konnte, so sieht man heute den offenen Krieg, der von beiden Seiten mit allen Mitteln und unter Einsatz aller technischen Waffen geführt wird.

Unwillkürlich taucht bei den oft verwirrenden Meldungen über politische und militärische Absichten, über Waffenstillstandsangebote und neue Kämpfe die Frage auf, was denn Japan, das bei allen Geschehnissen als der aktive Teil erscheint, eigentlich erreichen will.

Man kann aber Japan, seine Ziele und seine Maßnahmen nur dann verstehen, wenn man sich darüber klar wird, wie dieser Staat überhaupt geworden ist.

Raum und Volk

Japan ist ein Inselreich. Das eigentliche Zentrum, das Kraftfeld, aus dem der japanische Staat wurde, sind die vier großen Hauptinseln Hondo (das eigentliche Nippon), Kiuschiu, Schikoku und Hokkaido. Von hier ging die Gründung der japanischen Macht aus, die heute außer den Hauptinseln die Kurilen und die Riu-Kiu-Inseln, Formosa und auf dem asiatischen Festland Korea umspannt. Dazu tritt die japanische Schutzherrschaft über das junge Mandschukuo und der augenblickliche Besitz weiterer Gebiete in Nordchina. 413 Inseln gehören zu Japan, das heute mit Korea, aber ohne Mandschukuo, eine Fläche von 680 770 Quadratkilometer bedeckt.

Schon die ungeheure Vielgestaltigkeit dieser Inselwelt hat den japanischen Staat auf bestimmte Bahnen gezwungen. Die buchten- und häfenreichen Küsten der Hauptinseln boten schon früh gute Ansatzpunkte zur Seefahrt. Die ergiebigen Fischgründe der Japansee waren von Anfang an eine Hauptnahrungsquelle der Bevölkerung. So wies allein schon der Raum den Japaner hinaus auf die See. Die wesentliche Kraft des japanischen Staates aber beruht auf seinem Volk. Man hat in Europa lange Zeit keinerlei Unterschiede zwischen den Ostasiaten gesehen. Die Angehörigen der „gelben Rasse" erschienen als eine Einheit, die kaum irgendwelche Unterscheidungsmerkmale aufwiesen. In Wirklichkeit besteht eine ganz weitgehende Unterscheidung. Wohl steht das

japaniſche Volk dem chineſiſchen ſehr nahe, aber es ſind doch beim Japaner ſehr ſtarke malayiſche Bluteinmiſchungen feſtzuſtellen. Und gerade dieſe malayiſchen Raſſebeſtandteile bildeten den Gegenſatz im Volkscharakter aus. Schon in grauer Vorzeit waren die Malayen die Seefahrer des Indiſchen und Stillen Ozeans. Zweifellos war die malayiſche Raſſe bei der Formung des japaniſchen Volkes ſtark beteiligt. Es iſt nun nicht ſchwer, den Drang in die Ferne, die Liebe zur See, die einmal ſchon im japaniſchen Raum begründet liegt, als ein malayiſches Bluterbe anzuſprechen. Daneben aber ſteht gleichberechtigt die mit dem Boden verwurzelte Schwere des chineſiſchen Bauernvolkes, das zähe Feſthalten am einmal erworbenen Raum, die Anſpruchsloſigkeit und Genügſamkeit des einzelnen.

So entſteht vor uns das Bild des japaniſchen Menſchen: das zähe Feſthalten an der Scholle und daneben der geheimnisvolle Drang in die Weite, die Bedürfnisloſigkeit des einzelnen und daneben die hohen Anſprüche, die jeder Japaner für die Lebensrechte ſeines Volkes erhebt. Die äußerſte Hingabe an das Vaterland iſt ein Grundzug des Volkscharakters. Ein Beiſpiel mag hier für viele ſtehen.

Als der chineſiſch-japaniſche Krieg ausbrach, ging durch die Zeitungen eine Notiz, die wohl wenig beachtet wurde. Ein junger japaniſcher Offizier, der eben geheiratet hatte, erhielt den Befehl, mit ſeiner Truppe zum Kriegsſchauplatz abzurücken. Nach japaniſcher Sitte darf ſich eine Kriegerwitwe nicht mehr verheiraten. Um völlig unbeſchwert von der Sorge für ſeine Frau in den Kampf ziehen und dort ſein Beſtes geben zu können, ließ ſich der Japaner von der Gattin, die er ſehr liebte, ſcheiden. Wenige Wochen ſpäter, ſo berichtet die Zeitungsnotiz weiter, iſt der junge Offizier an der Spitze ſeiner Kompanie bei einem Sturmangriff gefallen. Die nüchterne Zeitungsnotiz berichtet nicht viel, und doch, wie viel kann man hier zwiſchen den Zeilen leſen.

Eng verbunden mit dieſer faſt grenzenloſen Vaterlandsliebe iſt das ſtarke Ehrgefühl, das jeder Japaner beſitzt. Noch heute gilt als Ideal der Samurai, der Zweiſchwertritter des japaniſchen Mittelalters. Auch hier finden wir als höchſte Aufgabe die Treue und die Pflichterfüllung, denen nur der Tod ein Ziel ſetzen kann. In ganz Japan ehrt man heute noch das Andenken der 47 Samurais, die, als ihr Lehensherr auf Geheiß des Mikados (Kaiſers) in den Tod gehen mußte, ihren Herrn nicht überleben wollten und Mann für Mann Harakiri (Selbſtmord durch Aufſchlitzen des Leibes) begingen.

Ein Volk mit ſolchen Anlagen muß Großes vollbringen, wenn große Aufgaben geſtellt werden. Und die Aufgaben kamen, ſie lagen im weſentlichen ſchon in der Natur, im Staatsraum begründet. Neben ſeinen vielen und großen Vorzügen birgt der japaniſche Raum auch große Gefahren. Die japaniſchen Inſeln liegen auf einer ſogenannten Bruchzone der Erdrinde. In unmittelbarer Nähe der japaniſchen Küſte ſind Meerestiefen bis zu 10 000 Meter feſtgeſtellt worden. Daneben er-

heben ſich die japaniſchen Berge bis zu 4000 Meter Höhe; es beſteht alſo ein Unterſchied von ungefähr 14 Kilometern auf einem verhältnismäßig engen Raum. Die Erdrinde iſt hier gezerrt und unterliegt großen Schwankungen. Vulkane ſind noch in Tätigkeit, und häufig erſchüttern gewaltige Erdbeben das ganze Land. Zum letzten Male wurde Japan noch 1923 von einer ungeheuren Erdbebenkataſtrophe heimgeſucht, die über 2 000 000 Menſchenleben forderte. In dieſem gefährdeten Raum ballt ſich die Bevölkerung zuſammen, ein Großteil des 95-Millionen-Volkes lebt auf den vier Hauptinſeln.

Die durchſchnittliche Siedlungsdichte beträgt für das ganze Reichsgebiet 135 Menſchen auf einen Quadratkilometer. In Wirklichkeit liegen die Verhältniſſe aber ganz anders. Der Japaner iſt ſeiner Natur nach Südländer; er fühlt ſich am wohlſten in den Gebieten, die etwa in ihrer geographiſchen Lage Südeuropa entſprechen. Als die Japaner im ruſſiſch-japaniſchen Krieg einen Teil der Inſel Sachalin eroberten, mußte die Regierung ſogar mit Zwangsmaßnahmen vorgehen, um dorthin überhaupt Siedler zu bekommen. Es iſt verſtändlich, daß bei der an ſich ſtarken Bevölkerungszunahme der Volksdruck auf den Hauptinſeln raſch unerträglich wurde und ſich gewaltſam Ventile ſchuf. So begann die japaniſche Expanſion, die Ausdehnung nach dem aſiatiſchen Feſtland und nach Überſee.

Beſiedlung und Frühgeſchichte

Die Anfänge des japaniſchen Reichs verſinken im Dunkel der Geſchichte. Jedenfalls ſind die Japaner über See gekommen und haben zunächſt auf Hondo ein Reich gegründet, das ſehr ſchnell ſeine Macht auch auf die übrigen Hauptinſeln ausdehnte. An der Spitze ſtand der Kaiſer, der Mikado. Er iſt nach japaniſchem Glauben ein Abkömmling der Sonnengöttin, alſo ſelbſt göttlicher Herkunft und daher eine geheiligte Perſönlichkeit. Die höchſte weltliche und geiſtliche Würde vereinigt ſich ſo in ſeiner Perſon und ſtellt ihn damit weit über ſein Volk.

Was wir von der japaniſchen Frühzeit wiſſen, erfahren wir zum größten Teil aus chineſiſchen Quellen. Hier treten die Japaner als kühne Seeräuber auf, die mehr als einmal die Küſten des chineſiſchen Reiches heimgeſucht haben. Die erſten dieſer Einfälle liegen ſchon vor Beginn unſerer Zeitrechnung. In dieſer Zeit hat auch das Japaniſche Reich ſeine innere Feſtigung erfahren. Unter dem Mikado, deſſen Würde erblich war, ſtanden, durch ein Lehens- und Treueverhältnis mit ihm verbunden, Lehensfürſten, die Daimios. Sie entſprachen etwa den Herzögen des deutſchen Mittelalters. Die Daimios ſtützten ſich auf den ritterlichen Adel, die Samurais, die etwa den Grafen und Rittern gleichzuſetzen ſind. Mikado, Daimios und Samurais ſtanden in einem wechſelſeitigen Treueverhältnis, der Höherſtehende ſchützte die Rechte ſeines Gefolgsmannes, der ihm dafür mit unerſchütterlicher Treue dankte.

So blieben die Verhältniſſe bis etwa ins 13. Jahrhundert. Die gleiche Zeit, in der in Deutſchland das Kaiſertum der Staufer zerbrach, brachte auch in Japan eine tiefgreifende Umwälzung. Der Reichsfeldherr Japans, der Shogun, empörte ſich gegen ſeinen Herrn, den Mikado. Die Macht des Kaiſers ging verloren, er wurde auf ſeine Stellung als religiöſes Oberhaupt zurückgedrängt. Der wirkliche Herr war in Japan jetzt für lange Jahrhunderte der Shogun.

Erste Berührung mit Europa!

Das Zeitalter der Entdeckungen war angebrochen. Schon ſeit den Reiſen des Venetianers Marco Polo nach China hatte man in Europa ſagenhafte Kunde von dem Inſelreich im Fernen Oſten. Als dann portugieſiſche Seefahrer den Weg nach Indien erſchloſſen, kamen ſie auch nach Japan. Das japaniſche Volk war dem Fremden durchaus nicht feindlich geſinnt. Raſch waren Handelsbeziehungen angeknüpft, die eine ſchnelle Erſchließung des Landes verſprachen. Auch das Chriſtentum, das mit den Portugieſen nach dem Oſten kam, fand eine freundliche Aufnahme.

Die Miſſionare aber, die die chriſtliche Lehre in Japan predigten, waren zum überwiegenden Teil Jeſuiten. Und auch hier verzichteten die Jeſuiten nicht auf ihre Lieblingsbeſchäftigung, neben der Miſſionstätigkeit große Politik zu treiben. Doch jetzt wurde mit einem Male der Abwehrwille im japaniſchen Volke wach. Man entſchloß ſich zum Handeln, nachdem man die Gefahr erkannt hatte. Die Tätigkeit der Miſſionare wurde verboten, und kurze Zeit ſpäter folgte der Hauptſchlag: Die Konzeſſionen für die Handelsniederlaſſungen wurden zurückgezogen und alle Fremden des Landes verwieſen. Das Japaniſche Reich ſperrte ſich von der Außenwelt ab. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts hat kaum ein Europäer mehr japaniſchen Boden betreten. Auch das war, ſo wenig es auch bekanntgeworden iſt, ein Erfolg jeſuitiſcher Politik.

Die Erschließung Japans

Erſt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts iſt Japan endgültig erſchloſſen worden. In den vierziger Jahren hatte eine engliſch-franzöſiſche Flotte die Öffnung chineſiſcher Häfen für den europäiſchen Handel erzwungen. 1854 erſchien ein amerikaniſcher Admiral mit einer Anzahl von Kriegsſchiffen an der japaniſchen Küſte. Angeſichts der Geſchützmündungen, die drohend auf die Hafenſtädte gerichtet waren, wollte der Shogun (Reichsfeldherr) kein Riſiko eingehen. Unter dem Druck der fremden Waffen ſchloß er einen Handelsvertrag mit Amerika ab, dem bald weitere Verträge mit europäiſchen Staaten folgten. Als aber die Daimios gegen dieſe Verträge Einſpruch erhoben, kam der Shogun in eine mißliche Lage. Er erklärte, er werde alle ſeine Rechte wieder dem Mikado abtreten, wenn dieſer die Ordnung der Lage übernähme.

Es war ein Glück für das „Reich der aufgehenden Sonne" (d. i. die Bedeutung des Wortes „Nippon"), daß der Mikado, der damals regierte, einer der größten Männer der japanischen Geschichte überhaupt war. Zwar war der Kaiser Mutsuhito erst 14 Jahre alt, als er vor die schwerwiegende Entscheidung gestellt wurde. Er nahm sie aber sofort entschlossen an. Die widerspenstigen Daimios wurden rasch zur Vernunft gebracht und in eine stark abhängige Stellung gedrängt. Die Verträge mit den Großmächten ließ der Mikado bestätigen.

Schon die kurzen Monate seiner selbständigen Regierung hatten in Mutsuhito die Erkenntnis wach werden lassen, daß Japan in seiner langen Abgeschiedenheit die entscheidende Fortentwicklung der übrigen Welt versäumt hatte. Bei dem Erscheinen der fremden Kriegsschiffe war es offenkundig geworden, daß mit Pfeilen, Schwertern und Lanzen nichts gegen Schiffsgeschütze ausgerichtet werden konnte. Als dann japanische Gesandte nach Europa kamen, sahen sie mit Staunen die technischen Wunderwerke, Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen. Es schien unmöglich, hier den Vorsprung Europas aufholen zu können. Trotzdem hat sich Mutsuhito dieser Aufgabe unterzogen. Was nun in Japan geschah, mutet wie ein Wunder an. Tausende von wißbegierigen, jungen Japanern zogen in alle Welt. Überall erschienen sie, in den Hörsälen der Universitäten, den Laboratorien der Chemiker, an den großen Maschinen der Industriewerke und den Gesteinsbohrern der Bergwerke. Mitleidig belächelt, geduldet, gingen sie beharrlich ihren Weg. Sie wußten, daß sie auch hier im Dienst ihres Vaterlandes, ihres Nippon, standen; und bald verging den Lehrmeistern das mitleidige Lächeln.

Vor allem in Deutschland, England, Frankreich und in den Vereinigten Staaten haben die Japaner sich rasch in die ungewohnten Verhältnisse hineingefunden. Europäische Gelehrte, Techniker und Offiziere wurden als Lehrer und Instruktoren nach Japan berufen. Hier stand vor allem Deutschland im Vordergrund. Deutsche Ärzte haben eine Reform des gesamten japanischen Heilwesens durchgeführt. Der preußische General Meckel unterzog sich der Aufgabe, aus den japanischen Kriegern ein modernes, mit allen technischen Neuheiten ausgestattetes Heer nach deutschem Vorbild zu schaffen. Deutsche Ingenieure bauten Eisenbahnen und Brücken.

Japan treibt Großmachtpolitik

Während der ganzen Zeit der inneren Neuordnung und Umgestaltung hatte der japanische Staat nach außen hin strenge Reserve gewahrt. Man wollte den Erfolg nicht durch vorzeitige außenpolitische Unternehmen aufs Spiel setzen. Dann aber wurde die ganze Welt durch die japanische Politik in Verwunderung gesetzt. 1894 wurden japanische Kaufleute in Korea, das damals noch zu China gehörte, angegriffen. Ganz überraschend erklärte Japan den Krieg und griff das chinesische Riesenreich an. Die chinesische Armee wurde in kurzen Feldzügen

geſchlagen, die ſtarke Feſtung Port Arthur im Sturm genommen. Schon 1895 bekannte ſich China geſchlagen und trat im Frieden von Shimonoſeki ganz Korea, die Feſtung Port Arthur und die Inſel Formoſa an Japan ab.

In dieſem Augenblick erhoben die Großmächte Einſpruch. An erſter Stelle ſtand dabei Rußland, das ſich durch die japaniſche Machterweiterung in Oſtaſien in ſeinen Plänen an der oſtſibiriſchen Küſte geſtört ſah. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika und andere Mächte, darunter auch Deutſchland, ſchloſſen ſich dieſem Schritt an. Das Vorgehen Deutſchlands war damals vollkommen unverſtändlich, da das Deutſche Reich nur Handelsintereſſen in Oſtaſien hatte und bis dahin in den beſten Beziehungen zum Reich der aufgehenden Sonne ſtand. Der Einſpruch der Großmächte hatte Erfolg, Japan gab Port Arthur heraus und erklärte ſich auch damit einverſtanden, daß Korea ein ſelbſtändiger Staat wurde, in dem Japan und Rußland in gleicher Weiſe ihre Intereſſen wahren konnten.

Japan war der Verzicht auf den größten Teil des Siegespreiſes nicht leicht gefallen. Die Erbitterung im Volk ſtieg aber ganz ungeheuer, als wenige Jahre nach dem Friedensſchluß die Ruſſen die Feſtung Port Arthur beſetzten. Jetzt fühlte ſich das ganze japaniſche Volk in ſeiner nationalen Ehre gekränkt. Unter ſchweren Blutopfern hatte man im Krieg 1894/95 die Feſtung erobert, ſchweren Herzens hatte man dann Verzicht geleiſtet. Daß aber jetzt der Rivale in Oſtaſien, Rußland, Port Arthur einſteckte, wurde geradezu als nationale Beleidigung empfunden.

Der Russisch-Japanische Krieg 1904/05

Die Lage in Oſtaſien war ſeit dem chineſiſch-japaniſchen Krieg geſpannt geblieben. Rußland ſah mißgünſtig auf den raſchen Aufſtieg Japans. In Japan aber war die Schmach von Port Arthur unvergeſſen. In Korea kam es dauernd zu Auseinanderſetzungen. Trotzdem wurde die Welt wieder von dem japaniſchen Vorgehen überraſcht. Ohne Kriegserklärung erſchienen japaniſche Torpedoboote auf der Reede des ruſſiſchen Kriegshafens Wladiwoſtok und ſchickten eine Anzahl ruſſiſcher Kriegsſchiffe auf den Meeresgrund. Kurze Zeit darauf landeten japaniſche Truppen in der Mandſchurei und in Korea. In Europa dachte niemand an eine ernſtliche Auseinanderſetzung; ſelbſt in Petersburg glaubte man an einen militäriſchen Spaziergang. Aber bald wurde es ernſt. Die Feſtung Port Arthur wurde eingeſchloſſen, die ruſſiſche Flotte in den Häfen blockiert. In ungeheuren Schlachten in der Mandſchurei, bei Mukden, am Liauho erlitt die ruſſiſche Armee Niederlage auf Niederlage. Schon jetzt zeigte ſich der große Nachteil, in dem ſich Rußland bei einem oſtaſiatiſchen Konflikt befindet. Der Kriegsſchauplatz liegt zu weit von den eigentlichen Machtquellen des ruſſiſchen Reiches entfernt. Japan dagegen hatte weitaus günſtigere Verbindung mit der

Heimat und zudem, geſtützt auf ſeine ausgezeichnete Flotte, die Möglichkeit, die günſtigſten Angriffsziele zu wählen. In höchſter Not entſchloß man ſich in Rußland, alles auf eine Karte zu ſetzen. Die ruſſiſche Oſtſeeflotte erhielt den Befehl, nach dem Ferner Oſten auszulaufen und Port Arthur zu halten. Das Wagnis war groß; es trug aber ſchon den Keim des Mißlingens in ſich. Die lange Reiſe ſetzte ſelbſtverſtändlich den Gefechtswert der Schiffe ſtark herab. Während noch ruſſiſche Kreuzer im Indiſchen Ozean ſchwammen, fiel Port Arthur. Der Hauptzweck des Unternehmens war ſchon von vornherein geſcheitert. Trotzdem entſchloß ſich der ruſſiſche Admiral zur Fortſetzung der Fahrt.

Die japaniſche Flotte blieb nicht untätig. Unter dem Admiral Togo ſuchte ſie die günſtigſte Stellung für den Angriff auf die Ruſſen. In der Straße von Tſuſhima kommt es zur Schlacht. Der Sieg der Japaner war vollſtändig, die ruſſiſche Oſtſeeflotte wurde vernichtet. Damit war den Ruſſen die letzte Waffe, die vielleicht noch eine günſtige Wendung hätte bringen können, aus der Hand geſchlagen. Sie mußten ſich zum Frieden bequemen. In Portsmouth verzichtete Rußland auf Korea und Port Arthur. Korea wurde zunächſt japaniſches Einflußgebiet und dann ganz dem Reich einverleibt.

Japan — Vormacht in Oſtaſien

So überraſchend für die ganze Welt der japaniſche Sieg kam, man mußte ſich doch mit der Tatſache abfinden, daß Japan die Vormacht in Oſtaſien gewonnen hatte. Es gab keine Möglichkeit, den japaniſchen Aufſtieg einzudämmen. Wohl trafen die Staaten am Stillen Ozean Maßnahmen, um die japaniſche Einwanderung abzuhalten.

Nicht aufzuhalten war aber die Entwicklung der japaniſchen Wirtſchaft. Dieſer Aufbau der Induſtrie machte raſche Fortſchritte. Die Bedürfnisloſigkeit des japaniſchen Arbeiters gab die Möglichkeit, die Preiſe der europäiſchen Konkurrenz zu unterbieten. Zudem hatte Japan für den geſamten oſtaſiatiſchen Markt den Vorteil des bedeutend kürzeren Transportweges.

Als 1914 der Weltkrieg ausbrach, meldete ſich auch Japan zum Wort. Mitte Auguſt 1914 ſtellte die japaniſche Regierung ein Ultimatum an Deutſchland, in dem die bedingungsloſe Aufgabe des Pachtgebietes von Kiautſchou gefordert wurde. Man hat damals in Deutſchland von Verrat geſprochen, man hat daran erinnert, daß gerade Deutſchland ſo viel für die Entwicklung Japans geleiſtet hat. Man vergaß dabei aber völlig die Eigenart des japaniſchen Volkes. Schon der Wortlaut des Ultimatums bewies, weshalb die japaniſche Einmiſchung erfolgt war. Es war gleichlautend mit der deutſchen Note, die 1895 gegen den Frieden von Shimonoſeki proteſtiert hatte. 19 Jahre hatte das japaniſche Volk mit ſeiner Antwort gewartet. Dann erſt erfolgte ſie, und das in einer Form, die durchaus dem japaniſchen Nationalgefühl entſprach.

Nach heldenmütiger Verteidigung fiel Tſingtau. Japan hat ſich in der Folge nicht mehr am Kriege gegen Deutſchland beteiligt. Der Schimpf von Shimonoſeki war gerächt, und damit war Japan zufrieden. Das Japaniſche Kaiſerreich hat während des Weltkrieges andere näherliegende Ziele verfolgt. Die japaniſche Induſtrie und der japaniſche Handel erſchloſſen ſich Markt um Markt. Noch 1913 hatte der Anteil Japans am oſtindiſchen Außenhandel weniger als 1 Prozent bei mehr als 95 Prozent für Großbritannien betragen. 1930 betrug Japans Anteil 48 Prozent, der Großbritanniens 46 Prozent.

In der Waſhingtoner Flottenkonferenz wurde nach dem Kriege das Verhältnis der Flottenſtärken der USA, Großbritanniens und Japans feſtgelegt. Schon damals erhielt Japan bei der Verteilung ein Verhältnis von 3 : 5 : 5 zu den beiden angelſächſiſchen Nationen zugebilligt; es war alſo die drittſtärkſte Seemacht der Erde. Bei der Kündigung des Flottenabkommens verlangte Japan ſogar völlige Gleichberechtigung. Zweifellos hat England während des Weltkrieges gerade in Aſien ſchwere Anſehensſchädigungen erfahren. Japan hat dieſen engliſchen Preſtigeverluſt (Preſtige = Anſehen) ausgenutzt; in vielen Dingen ſind die Japaner im Oſten ſchon an die Stelle Großbritanniens getreten.

Die neue Großmacht Japan aber geht mit allem Nachdruck an die Verwirklichung ihrer völkiſchen und politiſchen Ziele heran. Japan braucht Raum. „Dai Nippon", Großjapan iſt der Wunſchtraum jeden Japaners. Der ſteigende Bevölkerungsdruck, der in manchen Teilen Altjapans zur Überbevölkerung geführt hat, muß abgelenkt werden. Auch die Gefahr, die in der geographiſchen Natur Japans liegt, zwingt zur Expanſion (Ausdehnung). In unmittelbarer Nähe noch tätiger Vulkane liegen Japans größte Städte mit lebenswichtigen Induſtriewerken. Die Kriegs- und Handelshäfen liegen im Bereich der Erdbebenzone. Es iſt verſtändlich, daß in Japan Verſuche gemacht werden, dieſe mächtigen Zentren nach dem aſiatiſchen Feſtland zu verlegen, denn die Kataſtrophe von 1923 hat gewarnt. Die politiſchen Ziele Japans dürfen nicht durch eine mögliche Naturkataſtrophe gefährdet werden. Für das Lebensrecht ſeiner faſt 100 Millionen Menſchen zieht Japan ins Feld. Zwei Gegner ſtehen ihm im oſtaſiatiſchen Raum gegenüber. China, das in gewaltigen Erſchütterungen aus einem tauſendjährigen Schlaf zu erwachen ſcheint, und Sowjetrußland. Die UdSSR erſcheint dabei an mehreren Fronten. Sie tritt hier in die Fußtapfen des zariſtiſchen Rußland.

Dann aber arbeitet in China die Komintern und propagiert die bolſchewiſtiſche Weltrevolution in dem Rieſenreich der 450 Millionen. Hier wie dort muß ſich Japan in ſeinen Lebensintereſſen bedroht fühlen. Deshalb kam der „Krieg im Fernoſt". Japan hat eine ungeheure Entſcheidung herausgefordert. Das japaniſche Volk aber ſieht dieſem Entſcheidungskampf gefaßt entgegen. Nippon vertraut auf die Kraft, die in ſeinem Raum und ſeinem Volk liegt.

H. H. Werner

Herausgegeben von der Reichsjugendführung der N.S.D.A.P. Amt für weltanschauliche Schulung.
Druck: Wilhelm Limpert, Berlin SW 68.